

(Nachdruck verboten.)

71

## Die Oberwälder.

Von Alfred Döck.

Weilandt sprach so langsam wie möglich, hob alles hervor, was ihm besonders wichtig erschien. Und doch waren unter den Zuhörern nur wenige, die seinen Ausführungen zu folgen vermochten. Denken war an sich eine schwere Sache. In den eigenen Sack denken, dazu trieb einen lange Gewöhnung. Für alle denken, wie's der Lehrer tat, das mußte eine harte Stopfarbeit kosten.

Weilandt legte dar, wie er sich den Geschäftskreis und die Geschäftsführung der Kasse vorgestellt habe. Er las die Satzungen einer großen, weithin bekannten Genossenschaft vor, die man sich zum Vorbild nehmen solle. Eine endgültige Beschlusfassung bleibe der Generalversammlung vorbehalten, die demnächst einberufen werden müsse. Wenn die Anwesenden darüber einig seien, daß eine Spar- und Darlehnskasse gegründet werde, so trete an jeden die Aufgabe heran, für die gute Sache Stimmung zu machen. Einstweilen könne er mitteilen, daß der Krämerkarl bereit sei, das Amt des Rechners zu übernehmen. Einen tüchtigeren und zuverlässigeren Beamten werde man schwerlich finden. Für diesen verantwortungsvollen Posten sei der Beste gerade gut genug.

Als Weilandt geendet hatte, waren die Lippen der Bauern wie versiegelt. Der Wirt kam herbei und brachte Bier.

Nach einem kräftigen „Prost!“, worauf ihm alle Bescheid taten, sagte der Lehrer, einen gemüthlichen Ton anschlagend:

„Man hält's nicht für möglich, und 's doch wahr, daß es auf dem Land noch Leute gibt, die nicht wissen, was sie mit ihrem baren Geld anfangen sollen. Vorige Woche erzählt mir ein Kollege, in Dirhammen hatte ein Landwirt vier Hundertmarkscheine unter der Treppe versteckt. Da baldowerte sie freilich kein Spitzbub aus. Aber die Mäuse kamen dahinter. Und wie der Mann eines Tags seine blauen Lappen hervorholen wollte, fand er nur noch ein paar elende Fetzen. Und hatte Kapital und Zinsen verloren.“

Der Krämerkarl wußte zu berichten, eine Frau im Ort — der Name tut nichts zur Sache — habe ihr Vermögen in ihren Strohsack gestopft. Für das Vergnügen, daß sie nachts auf den Goldstücken liege, büße sie monatlich an dreißig Mark Rente ein.

„Wie in Wallenrod die Eisenbahn gebaut wurde,“ setzte Weilandt darauf, „war dort eine Witwe. Die sparte ihr Geld in alten Strümpfen auf. Eine Nachbarin, die in das Geheimnis eingeweiht war, machte ihr Angst, den italienischen Arbeitern wär' nicht zu trauen. Die stiegen ein und grapschten, was sie grapschen können. Da hat die Witfrau gekrischen: „Ei, du lieb' Himmelsche, allerweil schaff' ich's fort!“ Und lief schnell wie ein Wiesel auf die Kasse nach Lauterbach.“

So erst die Männer bis dahin dreingeschaut hatten, nun brach eine allgemeine Heiterkeit durch.

Der Polenschmied rief: „Vorn gerührt, brennt hinten net an. Ich sein für die Kasse!“

Die meisten stimmten ihm bei. Der Väter Dippel aber, der den Spitznamen Leignase hatte, konnte sich nicht entbrechen, zu sagen: „Wer kein Geld hat, bleibt doch ein Lappanier. Und wann wir zehn Kassen gründen!“

Weilandt fiel es nicht schwer, dem Einwand zu begegnen.

Der Böbelsheinrich raunte seinem Nachbar, dem Schmalbach, zu: „Wann ich mir was leihen (leihen) will, ich möcht sehen, wer sich für mich verbürgt! Der Löß macht keine Spargemente (Ausflüchte). Bei dem kann ich haben, was ich will. Und brauch mir von keinem net in die Karren gucken zu lassen.“

„Schorsch, noch ein' Schoppen!“ stieß der Polenschmied den Rittlerwirt an, der eben bei ihm vorüberging. „Das Geld liegt auf der Gass'. Ich kauf' mir ein Aß!“

Der kleine Kumpf gab seiner Verwunderung Ausdruck, warum man beim Trinken nicht heut schon genossenschaftlich gehandelt habe. Man wär' doch billiger zu dem Bier gekommen, wenn man gleich ein Faß aufgelegt hätte.

„Das können wir immer noch!“ meinte der Lehrer.

In der Tat wurde bald ein stattliches Gebinde angestoßen. —

Während die Genossenschaftler sich berieten, hatte der Bürgermeister in seiner Wohnung den Gemeinderat und die Ortspolizei um sich versammelt. Im Dorf ging der Diebstahlsdiener um. Der Walfmüllerin waren Wäschestücke von ihrem Bleichplatz gestohlen worden. Aus der Hofreite des Butternickel waren zwei Leitriemen und eine Seugabel verschwunden. Allerlei Vermutungen liefen um, keine führte auf die rechte Spur. Der Bürgermeister redete wie aus dem Sack geschüttet. In der guten alten Zeit habe man mit den Dieben kurze Fünfszehn gemacht, man habe sie einfach aufgehängt. Schade, daß das Gesetz abgeschafft sei. Die Erfahrung lehre: je nachsichtiger die Gerichte, desto schlechter die Menschen. Er ermahnte den Ortsdiener, den Flurschütz und den Nachtwächter, ihre Augen offen zu halten. Auch der klügste Dieb werde zuletzt gefangen.

Nach der Sitzung zog die ganze Gesellschaft in den „Ritter“. Auf die erleuchtete Oberstube deutend, sagte der Bürgermeister: „Groß Getrommel und wenig Soldaten!“ Er war ein Gegner der geplanten Genossenschaft, weil er sich bei einem ähnlichen Unternehmen in der Kreisstadt beteiligt hatte und nun von der Konkurrenz der neuen Kasse eine Schmälerung seiner Dividende befürchtete.

In der Wirtstube belferte der Butternickel, der allen genossenschaftlichen Bestrebungen feind war, seitdem sein Butterhandel durch die überhand nehmenden Molkereien stark beeinträchtigt worden war: „Das sein all so Anschlag vom Lehrer. Ge soll sich net so grün machen, sonst fressen ihn die Geizen. 's is doch eso, daß he net so lang' Ruh' halten kann, wie ein Huhn ein Korn ausliest. Und hat Einfäll' wie eine alte Wand. Ge meint, er könnt die Welt bannen. Das soll er ein' weismachen, der keine Knöpf' an die Hoson hat.“

Der Dürhannes legte die Stirn in gewichtige Falten und sagte: „Ich glaub als, die Regierung steckt dahinter. Die will ausspionieren, wer die Geldent' im Dorf sein. Dernachert setzt sie die Steuerschraub' an.“

Unter den anwesenden Gemeinderäten befanden sich etliche, die der Spar- und Darlehnskasse wohlwollend gegenüberstanden, allein sie schwiegen sich aus. Erst wollten sie abwarten, ob die Sache eine greifbare Gestalt annehme. Bei diesem und jenem drängte sich der Gedanke vor: „Ich mag von der Kasse wohl Vorteil haben. Mein Nachbar hat ihn aber auch. Deshalb bin ich dagegen.“

Als es zehn Uhr schlug, herrschte der Bürgermeister den Nachtwächter an: „Nach, daß du enaus kommst und paß acht, daß nix gestohlen wird.“

Der Nachtwächter, der Trinken für keine Schande hielt und Glas um Glas durch die Gurgel gejagt hatte, plakte los: „Was soll dann drauß' gestohlen werden? Die Hauptspitzbuben sein ja hier!“

Da faßte ihn der Butternickel am Kragen und warf ihn unter allgemeinem Gebrüll hinaus.

4.

Sonntag morgen. Der Himmel hat sich mit Wolken bedeckt. Zuweilen dringt das Tagesgestirn durch und schießt ein bleiches Licht herab. Es ist gewitterschwül. In den Ställen zerrt das Vieh an den Ketten und wehrt sich gegen die stechenden Fliegen.

Über dem Dorf schwebt Glockenklang. Eh' der Peter Margolf zur Kirche geht, schaut er nach seinem Bienemstand. Im Grasgarten an windstillem Ort hat er in einem haltbaren Häuschen, dem selbst die Dachfandol nicht fehlt, zwanzig Stöcke untergebracht. Es ist aber Raum für dreißig darin. Die Bienen haben einen guten Ausflug ins Feld. Seitdem die Sparsette den Motiklee verdrängt hat, ist die Tracht besonders ergiebig. Man muß allerdings auch mit schlechten Sonnjahren rechnen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen. Als Bub' hat's der Peter Margolf erlebt, daß sein Vater einen Glücksschwarm fand und dadurch zum Züchter wurde. Dem Alten waren die fleißigen Bienen eine liebliche Unterhaltung, und er freute sich, wenn sie im Frühjahr das Gelbe von den den Weidenläpfchen in ihre Zellen trugen. Er sprach mit ihnen, und sie

kannten ihren Herrn. Der König war ihm als Hausmittel unentbehrlich. Obwohl er durch Strohkörbe viel Einbuße erlitt, wollte er von Mobilstücken nichts wissen. Und gar die Glastüren waren ihm in der Seele verhaßt. Treue mußte auch im Umgang mit Tieren gelten. Bei solcher Schnüffelerei hörte der Friede Gottes auf. Wer ließ sich denn gern in die Wirtschaft gucken? Sieben Körbe hielt der Alte und setzte immer Geld dabei zu. „Ein teurer Vergnügen und ein langer Verdruß!“ dachte Peter, der Sohn. Aber er durfte nicht mucken. Sobald er den Hof übernommen hatte, holte er einen Bienenkenner. Der gab ihm förmlich Unterricht. Die Strohkörbe machten beweglichem Wabenbau Platz. Geräte wurden angeschafft. Der Peter sah sein blaues Wunder. Ein paar Jahre hin, die Bienenwirtschaft stand in Flor und warf ein hübsches Sümmchen ab.

Der Bauer in seiner Sonntagsmontur, das Gesangbuch in der Hand, nähert sich dem Bienenhaus und schreitet gemächlich die Stöcke entlang. Beim letzten hält er an. Die Bienen haben sich vorgelegt, der Klumpen wird zusehends größer. Einzelne Tierchen stürzen aus dem Flugloch heraus, schütteln den Körper und schlagen mit den Flügeln. Diese und andere Zeichen können nicht trügen, ein Schwarm bereitet sich vor, den Mutterstock zu verlassen. Entwischt er, sind sechs, acht Mark verloren. Der Peter kratzt sich hinterm Ohr. Soll er hier auf dem Posten bleiben oder soll er in die Kirche gehen? Selten, daß er auf der Männerbühne fehlt, wenn das Vaterunser gebetet wird. Aus dem Gebet ersteht ihm der Segen, der auf seiner Arbeit ruht. Er kämpft mit sich. Der Sonntag kann zum Sündentag werden. Der Kappes am Hirschel hat einmal Ostern den Stall gemistet und hat dabei einen Fall getan, daß er kreuz und quer verbunden wurde. Ganz sicher, der Herrgott im Himmel hat ihn gestraft. Dem Peter steigt das Blut zu Kopf. Krammenot aber auch! Ist er denn mit der Pelzkapp' geschossen? Er will doch wahrhaftig am Sonntag nicht schaffen. Was will er denn? Da sind seine Bienen. Die gehören zum Hof so gut wie das Vieh. Angenommen, eine Kuh bricht ihm aus. Dann fängt er sie ein. Ob's Sonntag oder Montag ist. Akkurat so wird er's mit dem Schwarm jezt machen. Das ist ein Muß. Das läßt er sich von niemand verbieten. Er reckt den Kopf in die Höhe, die Brauen wachsen in eins zusammen. Er ist entschlossen, zu bleiben.

Die Marie erscheint an der Gartentür.

„Vater, 's is die höchste Zeit!“

„Geh nur fort,“ ruft er ihr zu, den Blick nicht von dem Stock verwendend.

Die mit Blumenstaub beladenen Bienen lassen sich vor dem Flugloch nieder. Durch die Glastüren kann man's deutlich sehen, die Schwarmbienen haben die Köpfe in den Zellen, für die neue Heimat Vorrat zu sammeln.

Eilends begibt sich der Peter ins Haus, legt den schwarzen Kirchenrock ab und kommt im blaugestrichten Wams zurück.

Er setzt einen neuen Stock in Bereitschaft, stellt Federwisch und Korb zurecht. Möglich, der Schwarm fliegt plötzlich auf, es kann auch noch eine Weile dauern.

(Fortsetzung folgt.)

## Bei den Duchoborzen.

Von Arthur Golitscher\*)

(Schluß.)

Terpenje ist nicht der einzige Ort, der nicht mehr zur Kommunität gehört. Es gibt eine ganze Anzahl von Dörfern unter den 42, die Verigin untreu geworden ist, und einfach nichts herausgezählt belam beim Austritt, obwar sich in der Zahl Dörfer befinden, deren Bewohner ein Jahrzehnt und darüber für die Kommunität gearbeitet haben. Alles, worauf die Leute Anspruch hatten, blieb einfach in der Kasse der Kommunität begraben.

Wir kommen in Terpenje an und Sam hält vor seinem kleinen sauberen Häuschen. Sam benutzt die gute Gelegenheit und stattet seiner Familie eine Visite ab.

Dies ist ein Häuschen der Armut, aber wie hübsch und wohnlich und bunt! Sams alte Mutter und seine schöne junge Frau kommen uns auf der Schwelle entgegen und es wird mir unter flummen Verbeugungen eine Schale Wasser gereicht.

Sams Frau hat ein sorgenerfülltes Gesicht; sie hält ihr zehn Monate altes Kind Polja auf dem Arm. Polja ist immer krank und hat ein wachsgelbes Gesichtlein unter dem buntesten Wollmütchen, das ich mein Lebtag gesehen habe! Die Familie fähigt sich längst

nicht mehr wohl in der Duchoborzengegend und denkt daran, nach Mexiko auszuwandern. Bald ist die hübsche Stube voll von Menschen aus Terpenje. Sam macht den Dolmetscher und ich probiere, so gut ich kann, die politischen Verhältnisse in Mexiko den Leuten darzustellen, um sie von ihrer unglücklichen Idee abzubringen. Sie wollen, was sich bietet, annehmen, aber das gute Obfland, in Kootenay, wo von Verigins Gnaden schon 2000 der Ihren sitzen, lockt sie nicht. Sie wollen homesteaders (Heimstättenbesitzer) werden und haben genug von Kominutom. Nur die Alten und Ältesten sind dem alten Glauben und Verigin wirklich noch ergeben. Die Jungen wollen, offen oder verdeckt, heraus; ja sogar der Neffe Peter, der mir heute in der Mühle von seinem Volk erzählt hat, sucht eine homestead (Heimstatt)! Wenn Onkel Peter zurückkehrt, wird er es zu seiner großen Verwunderung erfahren.

Sie hassen die Zurückgebliebenen und hassen den Zaren. Sie scheiden ihr Korn lieber in eine englische Mühle, sie haben es satt, für den Zaren zu arbeiten. Er hat sie kurz gehalten zur Zeit, da sie für die Kommunität gearbeitet haben, hat es verhindert, daß sie Schulen haben, Englisch oder auch nur Russisch schreiben und lesen lernen; all dies mit Christus als Mündendekung.

Freilich, er hat sich selber zu ihrem Führer aufgeworfen. Der Geist kommt über die Gemeinde und der Geist nistet sich in einem der Gemeinde fest ein. Zuletzt war es eine Frau, die an der Spitze der Duchoborzen stand; als sie starb, hat sie Verigin als ihren Nachfolger bezeichnet und Peter, der daheim in Rußland wahr und wahrhaftig ein Märtyrer gewesen ist, 18 Jahre seines Lebens lang, ist jetzt nicht nur der Zar, sondern so etwas wie der Christus der Duchoborzen, die ihm blind ergeben folgen — bis auf die Abtrünnigen, wie gesagt.

Sams Leute und ich nehmen unter tiefen Salamisks Abschied voneinander; dann knallt Sam mit seiner Peitsche und die beiden wilden Bronchos sausen im Qui über die Felder landeinwärts.

Ich frage Sam nach den Sitten und Gebräuchen, die im Familienleben gang und gäbe sind. In sexuellen Dingen gibts keine „Kommunität“ bei den Duchoborzen, das ist eine Verleumdung durch böse Zungen. Freilich der Zar soll kein Kostverächter sein, und die Erbitterung unter den Leuten geht auch auf diese Ursache zurück, das höre ich nicht von Sam allein. Wirklich, die Frauen bahier sind außerordentlich hübsch. Die Duchoborzen heiraten sehr früh, die meisten mit 16 bis 17 Jahren. Mag ein Junge ein Mädchen und dieses ihn, dann kommen an einem Sonntagnachmittag die Eltern zusammen, besprechen die Angelegenheit, und die beiden sind Eheleute vor Gott und der Gemeinde.

Wir kommen in einen kleinen Ort, ich glaube, sein Name ist Nadjescha — in dem die Duchoborzenkirche steht. Die Kirche ist ein großer Saal mit einem Holztisch, auf dem ist ein Glas Wasser und eine Schale Salz. Wenn Gottesdienst ist, tritt, je nachdem der Geist über ihn oder sie kommt, einer oder eine aus der Gemeinde hervor, tritt zum Tisch und predigt den anderen von Gott und Christus.

Im übrigen muß gesagt sein, daß, genau wie bei den Menonen drüben, jedes der 42 Dörfer eine eigene Sekte vorstellt, mit eigenen Anschauungen und Gebräuchen. Der Vater des Postenweisers, ein alter Mann, der mit ihnen haust, seit sie hier sind, sagt mir: er habe noch nicht herausbekommen, was es mit ihrer Ueberzeugung eigentlich auf sich habe. In geschäftlichen und weltlichen Dingen sinds die ehrlichsten und vernünftigsten Leute, aber in der religiösen Abtheilung ihrer Gehirne sieht es trüb und wirr aus. Von den achttausend sind bloß fünfundsiebzig wirklich wahnsinnig. Mit diesen, soweit sie nicht in Brandon im Irrenhaus sitzen, sondern frei in den Dörfern hausen, haben die anderen ihre liebe Not. Wenns keine besondere Veranlassung gibt, wie es damals im Winter eine gab, fängt es regelmäßig im Frühjahr in diesen Köpfen an zu rumoren. Da wirft zuweilen auf dem Felde mitten während der Arbeit einer sein Gerät hin, reißt sich die Kleider vom Leibe und beginnt in Zungen zu reden. Die übrigen — wenn sie der Wahnsinn nicht schon angesteckt hat — paden dann den Propheten zusammen und stecken ihn mit dem Kopf ins Heu oder verbergen ihn irgendwo ganz sicher, sie selber wollen keine Kalamität mehr mit den Behörden haben. Wenn es aber zu arg wird und der Tobsüchtige nicht mehr zu halten ist, dann rufen die Kommunisten selber nach der Polizei. Underhalb Dubend der Ihren sitzt fest im Irrenhaus in Brandon. Andere haben sechs Monate Gefängnis abgeessen — Müßfällige gar zwei Jahre . . .

Sam will mich nach dem Dorf fahren, wo das Wadehaus der Gemeinde ist. Einmal in der Woche reinigen sie sich im heißen Wasser, nach dem Gebot ihrer Religion. Die Sonne aber geht schon unter, ich verzichte und werde das Wadehaus der Duchoborzen nicht mehr erblicken. „Fahre heim,“ jagte ich Sam. Und wir fliegen nach Verigin.

Der Posthalter hat mich zum Abendessen eingeladen, und wie Sam vor dem Store hält, sehe ich drüben, jenseits des Bahngleises, ein beleuchtetes und blumengeschmücktes Automobil in das Häuserviereck um das Warenhaus der Kommunität einbiegen.

Von der Station, von allen Seiten her, laufen Leute dem Automobil nach. Schon im Lauf nehmen sie die Hitze ab — ich erxalte, — Peter Verigin ist es, Zar Peter ist angekommen!

So rasch ich kann, mache ich dort hinüber. Wie ich drüben bin, steht eine Menschengruppe auf dem Platz zwischen den Häusern, die Männer mit bloßem Kopf, alle in einer Haltung, als wären sie in der Kirche dahier. Vor ihnen steht ein großgewachsener, stämmi-

ger Mann, auch er hat den Hut in der Hand, wie die Menschen, zu denen er spricht. Ich sehe seinen breiten Rücken, aber ich kann vom Platze, an dem ich stehe, nichts davon hören, was er sagt. Ich würde es ja auch nicht verstehen, er spricht russisch.

Er erzählt den Duchoborzen, was er in Britisch-Kolumbien ausgerichtet hat. Er bringt ihnen Grüße aus dem Kootenaytal. Sie und da verneigen sie sich, sehr tief, voreinander, der Mann vor der Menge, die Menge vor dem Mann. Es wird ganz dunkel, der Mond kommt irgendwo herauf, ich stehe wie ein Reporter im Mondenschein und warte auf die Gelegenheit, mich dem Zaren zu nähern. Ich gehe um die Gruppe herum und kann jetzt im Schein eines beleuchteten Fensters dem Sprechenden ins Gesicht blicken.

Herrgott, sollten alle diese Anklagen, die ich heute von fünf, sechs, sieben verschiedenen Seiten gegen diesen Menschen habe vorbringen hören, falsches Geschwätz, Neid und giftige Nachrede sein? Am Ende und im Grunde ist dieser da weiter nichts als ein Fanatiker von reinem Wasser, ein naiver Draufgänger und Gesichtseifer, Stimmenhörer und in praktischen Dingen ein verbogener Bauer? Dieser russische Märtyrer, der um seines Glaubens willen barfuß durch Sibirien gehet worden, in der Schlüsselburg und Orel und der Paulsfestung gequält worden ist und jetzt im Automobil dahergefahren kommt, drei Millionen wert ist, vor all den anderen rund um ihn, die nichts haben und nichts wissen, weil er es ihnen nicht erlaubt!

Nach langen und tiefen Verbeugungen trennt sich der Redner von den Duchoborzen. Diese stehen noch eine Weile aufgeregt miteinander redend auf dem Hof, der jetzt ganz in Nacht gehüllt ist.

Ein Mann mit einer Laterne kommt an mich heran. Es ist der Sekretär, der mit Verigin aus Yorkton eben angekommen ist. Er hat gehört, ich habe einen Brief an ihn, er muß nur erst das Automobil versorgen, dann kommt er zu mir ins Bureau.

Im Bureau bringe ich dann mein Anliegen vor. Ich möchte, da ich ja jetzt die Chance habe, Herrn Verigin hier anzutreffen, an ihn zwei, drei kurze Fragen stellen über die Community, am liebsten heute noch, sollte er aber von der Reise zu müde sein, so morgen früh. Um neun will ich morgen nach dem Westen weiter.

Der Sekretär ist müde, aber gutwillig. Ich sehe es ihm an und kann's ihm nicht verdenken, daß er mich heim zum Müller und sich in sein Bett wünscht, von Yorkton sind es ja gut acht Stunden Automobilwegs bis Verigin.

Ich möchte also, wie gesagt, einiges über das wirtschaftliche Prinzip des Kommunismus, unter dem die Duchoborzen hier leben, zu hören bekommen. Der Sekretär läßt sich das Wort communism, das ich ja ganz gut und deutlich ausspreche, einige Male vorlesen und zuletzt bittet er mich, es ihm auf ein Papier aufzuschreiben. Ich schreibe also mit großen Buchstaben das Wort „communism“ auf ein Stück Papier. Der Sekretär sieht das Wort an, dann mich. Er versteht uns beide nicht, nicht das Wort und mich auch nicht. Er weiß, was Community ist, er ist ja angestellt bei ihr, aber was communism bedeutet, weiß er nicht, hat nie davon gehört.

Ich ziehe mein Notizbuch hervor und mache mir eine Notiz: „Sekretär kennt Bedeutung des Wortes communism nicht.“ Blöhlisch wird der Sekretär munter. Er legt seine Hand auf meine Schulter und will jetzt eine Auskunft von mir haben.

Ich soll ihm erklären, warum ich in meinem Notizbuch die Blätter nur auf der einen Seite beschreibe?

Ich erkläre ihm diesen Trick, diese technische Spießindigkeit. Darauf begibt er sich, gähmend und tobnüde, mit dem Zettel, auf dem „communism“ geschrieben steht, hinüber ins Nachbarhaus zu Peter Verigin.

Nach einer Weile höre ich, daß mir die Audienz für morgen früh um acht bewilligt sei, und so bin ich am nächsten Morgen um acht, meine Handtasche auf dem Boden neben mir, wie ein Reporter in der Morgensonne, zur Stelle und warte auf Peter Verigin. — Er ist mit dem Automobil auf dem Lande herum und es wird halb und dreiviertel neun. Endlich erscheint das Automobil am Horizont.

Verigin kommt, vom Sekretär geleitet, auf mich zu. Dann bittet er mich durch den Sekretär, der sein Dolmetscher ist, die Fragen zu stellen.

„Galten Sie es für durchführbar, daß heute in einem staatlichen Organismus Menschen unter dem wirtschaftlichen Prinzip des Kommunismus beisammenleben?“

Antwort: „Der Kommunismus, unter dem die Duchoborzen beisammenleben, ist kein wirtschaftliches Prinzip. Er ist ein religiöses und kein soziales Prinzip. Wir alle arbeiten für Gott und nicht für uns selber, darum bewährt sich das System.“

„Befürchten Sie nicht, daß die Regierung eines Tages den Stand der Dinge ändern und Ihnen nahe legen wird, in den Verband des Landes einzutreten und sich Kanadier zu nennen mit all den Verpflichtungen, die das mit sich bringt?“

„Wir stehen sehr gut mit der Regierung und haben eben in Kootenay das größte Zuborommen gefunden.“

„Haben Sie Briefe von Tolstoi, aus denen man seine Anschauungen über Ihre Stellung als Führer der Duchoborzen erfahren könnte? Sind diese Briefe jemals veröffentlicht worden?“

„Herr Verigin war mit Tolstoi befreundet und besitzt Briefe von ihm, die sich auf die Duchoborzen beziehen, betrachtet sie aber als Privatbriefe.“

„Wie erklären Sie sich, daß es unter den Duchoborzen jetzt so viele gibt, die von der Community, also von ihrem alten Glauben

abfallen und es vorziehen, ihre Existenz auf eigene Faust aufzubauen?“

Antwort: „Herr Verigin fürchtet, Sie werden Ihren Zug verstaumen.“

Tiefe Verbeugung. Automobil ab. So verlief mein erstes Interview mit einem Mächtigen der Erde.

Ich hatte noch einige Fragen vor, darunter die: ob es die Religion denn zulasse, daß Menschen die Erde Gottes von anderen Menschen kaufen, wie ein Ding, das ihnen gehört?

Aber, wie gesagt, das Interview war zu Ende.

Ich habe auf meinen Zug, der Verpötung hatte, noch drei Viertelstunden lang gewartet. Peter Verigin fuhr dertweil weit, weit draußen in seinem blumengeschmückten Automobil den Horizont entlang auf sein Gut Otradnoe zu, acht Meilen weit von der Station, die nach ihm Verigin heißt und im nördlichen Saskatchewan gelegen ist.

## Wert und Pflege des Chorgesangs.

Im Streben nach geistiger und künstlerischer Gleichberechtigung mit der übersättigten, Bildungsgenüsse und Kulturgüter leicht hin mit ertastetem Mammon sich verschaffenden Bourgeoisie, beginnt das Proletariat sich gebieterisch nun auch die letzte, die schwerste aller Künste dienstbar zu machen: die Musik. In den innigen Fühlungen, die das werktätige Volk Groß-Berlins und anderer deutscher Industrie- und Kulturzentren dank opferwilliger, nimmer ermüdender Anstrengung mit der Dichtkunst, mit der bildenden und darstellenden Kunst gewonnen hat, gefüllt sich die wunderbare geistliche Empfangnis, die aus dem Verstehen der großen Werke der Instrumental- und Vokalmusik entspringt. Keine Kunst vermag die Tiefen des menschlichen Gemüts so aufzuwühlen, vermag so fruchtbare Keime in den empfänglichen Boden der Menschenseele zu versenken, wie edle Musik. (Noch im Zeichen der grassierenden Operetten-Seuche sei auch das Gegenbild beleuchtet: Nichts demokratisiert mehr wie ordinäre Musik in Sassenkauer, Operettenalgen, Rängen, Märchen und Couplets mit leichtfertigen Rhythmen und banaler Melodie!)

Ein wichtiges Glied in der reichverschlungenen Kette der musikalischen Kunst- und Stilformen ist der Chorgesang. Er nimmt eine ganz besondere Stellung in der Musik durch die Art seiner Ausführung ein. Während die künstlerische Mitwirkung aller anderen Gattungen von öffentlich produzierter Musik den mehr oder minder spezialistisch geschulten Fachmann notwendig erfordert, beruht die Wirkung von Männerchören und Gemischten Chören in der Regel auf gemeinsamer Betätigung einer Schar kunstbegeisterter Liebhaber und Nichtfachleute. Eine Sinfonie im Orchester von Dilettanten gespielt, ist ebenso unmöglich und unwürdig wie öffentliche, leider gar oft sich spreizender Dilettantismus auf dem Konzertpodium durch Sänger, Geiger oder Pianisten. Aber chormäßig gefungene Volks- und Kunstlieder erfordern zu ihrer Wirkung keine fachkünstlerische Stimmbildung. Die elementare Wirkung des Chorgesanges kommt allein zustande durch unwüchsiges gesundes Empfinden, durch normale stimmliche Naturanlage der nur in dem Anfangsgründen der Sangeskunst zu schulenden Sänger, durch demokratische ideale Selbstbetätigung. Eine selbstlose Hingabe aller an ein gemeinsames Ziel: ist so nicht der proletarische Chorgesang das künstlerische Symbol des politischen und wirtschaftlichen Freiheitskampfes? Es gehört somit die Pflege und das Verständnis des Arbeiter-Chorgesanges ebenso zu den notwendigen Aufgaben der organisierten Arbeiterklasse, die sich ihre Gesamtkultur aus dem demokratischen Ideal heraus selbst aus eigener Kraft aufbauen will, wie etwa die Teilnahme an den volks-erzieherischen Bestrebungen der freien Volkstheatern, die die Pioniere sind für die Ausbreitung freierliterarischer, ja lassenbetworfener dramatischer Literatur im Volke.

Die musikalischen Schätze, die in der reinen Chorliteratur ohne Orchester (a capella) wie in der großartigen Verbindung von Chor und Orchester, der Erhellung durch die Volkseele harten, sind unerschöpflich reich. Im weltlichen wie im geistlichen (Choral) Volkslied (a capella), das für vier Männerstimmen oder als Gemischtes Quartett, für Frauen- und Männerchor, gesetzt wurde, ebenso wie in den kunstvollen, mit freien Einwürfen, verschlungener Stimmführung und thematischer Nachahmung in den einzelnen Stimmen komponierten Chorliedern und Madrigalen haben vom alten Johann Sebastian Bach, bis zu dem Modernen Hegar und Meger die Tondichter als in der „Kammermusik der Singstimme“ die edelsten, keuschesten und reinsten Empfindungen zum Ausdruck gebracht. Sie haben, stets geführt von der wechselnden Stimmung des Gedichtes, in der Kraft, gleichmäßige Strenge und Eindringlichkeit, die das Wesen des chorischen Gesanges bildet, das tönende Abbild dieser bunten, lieblichen, graumantel, bernsteinenden, entflammenden Welt gegeben. Sie führen uns, wie Verlioz, Bruckner, Liszt, Brahms, Beethoven, Haydn, Haendel, Bach in ihren vom Hauch der Ewigkeit berührten großen weltlichen und geistlichen Chorwerken mit Orchester dargeboten haben, durch das dunkle Inferno des Zweifels und der Trübsal, der Gewissensangst und Lebensnot hinauf und hinein in den silbernen Himmel seliger Selbstgewißheit und Selbsterlösung. Der kälteste Rationalist, der abgebrühteste Tatsachenmann, unspödiß von einem rein in vier

Stimmen gesungenen Bach'schen Choral getroffen: er wird weich wie Wachs, Thränen der Nührung steigen empor, das verlorene Paradies der unschuldig gläubigen Kindheit ersteht vor seinem inneren Auge. Entwaffnet von der heiligen Macht der Musik, erschauert er bis ins Innerste. Oder wer bliebe kalt und skeptisch, wenn der Gralsritter-Chor aus „Parsifal“: „Zum letzten Liebesmahle“ ertönt? Wenn im „Tuba mirum“ aus Berlioz' TeDeum aus allen vier Himmelsgegenden die gewaltig rufenden Posajunen erdröhnen und die angstvoll zitternde Menschenstimme die Schrecknisse des „Letzten Gerichts“ verkündet? Wer jubelt nicht mit im himmelstürmenden Freudenchor der IX. Sinfonie, in dem ein Beethoven in brausenden Melodien zum erstenmal die Idee der Menschenwürde, der Bruderliebe, der Gerechtigkeit ausspricht? Wer durchläuft nicht mit dem spazig-strengen, lieblich-ernsten Papa Haydn den Kreis seiner „Jahreszeiten“, wer fühlt nicht in dem elementaren Ausbruch der Festwiesen-Chöre aus Wagners „Meisterjüngern“ mit ihrer spontanen Huldigung an den dichterischen Volksgenius, verkörpert in Hans Sachs, einen Gipfelpunkt deutscher Musik und zugleich das Morgenrot einer neuen Zeit?

Aber herunter von diesen erhabenen, zu den Wolken greifenden Höhen des musikalischen Pathos, von diesen stolzen Meisterwerken chorisch-instrumentaler Tonkunst, herunter zu den lieblich blumigen Gesilden, darin das bescheidene Weilschen des deutschen Volksliedes blüht. Seine Reize sind minder großartig und erschütternd, aber wer nur einmal recht tief in sein dunkelstauntes Auge blickt, dem ist's, als sähe er das geheimnisvolle Auge der Volksseele selbst offen. Und er spürt in all den frisch-fröhlichen Trinks-, Soldaten-, Wander- und Jägerliedern, in den Kampf- und Freiheitsliedern, in den Liedern von Liebeslust und Liebesleid, im Klappern des alten Mühlrads, im Rauschen der abendlichen Dorfkinde, im Ton des fernen Posthorns die ungreifbaren, unennbaren Kräfte aus den tiefsten Wurzeln unseres Volkstums am stillen vorbereitenden Werk, dessen lauter Verkünder durch Zufall dann jener Dichter und dieser Sänger wurde. Und ein Dritter schrieb auf, was das Volk längst in naiver Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht gesungen hat, einzeln, zweistimmig, je nachdem. So slog zuletzt der Duft des bescheidnen Weilschens dem zünftigen Musikanten zu und er ging hin und schrieb das zweistimmige Liedlein vom Weilschen am Wachsenrand, von der falschen Müllerin und das Donnerlied vom Jörn zu einem rechtschaffenen vier- bis achttimmigen Volkschor auf. So vielleicht entstanden durch mündliche Ueberlieferung, durch zufälliges Erlaichen unsere schönsten Volkslieder.

Sie sind die Grund- und Bausteine des deutschen proletarischen Chorgesanges. Denn sie brauchen, um gesungen und in ihrer schlichten gemüthvollen Einfachheit verstanden zu werden, nicht den kostspieligen und schwierigen Apparat von Orchester, Begleitinstrumenten, Solisten und dergleichen, wie die Aufführung der großen klassischen und modernen Instrumental-Chöre, Oratorien, Messen, Requiems, Opernszenen von Bach und Haendel bis zu Brahms, Liszt, Bruckner und Mahler. Sie brauchen auch keine theoretischen Vorbereitungen und musikalischen Einführungsabende „mit kulturellen, ethischen und sozialen Zusammenhängen“. Sie sind augenblicklich verständlich, sie wirken durch sich selbst, sie haben ihre Ethik in sich (ein einziger wohlgeklungener Volkschorlieder-Abend besiegt alle Anstrengungen der musikalischen Afterkünste in Operettenhäusern und Tingeltangeln, die Volksseele zu vergiften), sie sind der künstlerische Niederschlag unseres kraftvollen, unverdorbenen Volkstums. Sie sind die Bau- und Grundsteine des deutschen proletarischen Chorgesanges.

In vielen deutschen Städten steht der Arbeitergesang in hoher Blüte. Es gibt in Leipzig, Bremen, Köln, München, Dresden, Nürnberg, Augsburg, besonders am jangesfrohen Rhein, in Schwaben und Franken so wohlgeschulte, mit vorzüglichem Stimmaterial wie mit vorzüglicher künstlerischer Disziplin gezeugte Arbeitergesangsvereine, die es mit den bedeutendsten bürgerlichen Liedertafeln, Lehrergesangsvereinen usw. in jeder Hinsicht — musikalisch, tonlich, vortraglich — aufnehmen können. Welch ein Triumph für diese intelligenten, begeistertsten, fähigen Proletarier, die dieses Ziel unter den härtesten Bedingungen erreichen mußten, Welch ein Triumph auch für ihre wackeren Dirigenten und Chormeister, die aus rohem, brüchigem Material so edle Bildungen formen konnten!

Auch der unter Dr. Zanders verdienstvoller, sachverständiger und hingebender Leitung stehende Berliner Volkschor hat in achtjährigem Ringen bewiesen, wie ernst er nach gleichen Zielen strebt. Aber seine Scharen — rund 300 Mitglieder, darunter nur 200 Sänger — sind noch viel zu schwach, um ihm die Stellung zu verschaffen, die ihm innerhalb der künstlerischen Organisationen der Arbeitererschaft gebührt.

Möchten diese Zeilen in der zielbewußten Arbeitererschaft Groß-Berlins werden helfen für den aufwärts strebenden Berliner Volkschor!

Daß er durch eine große imposante Mitgliederzahl die Qualität seiner Leistungen steigern und an die Spitze aller ähnlichen Chorbereinigungen Deutschlands treten kann! Daß er die musikalische Freie Volksbühne Berlins werde!

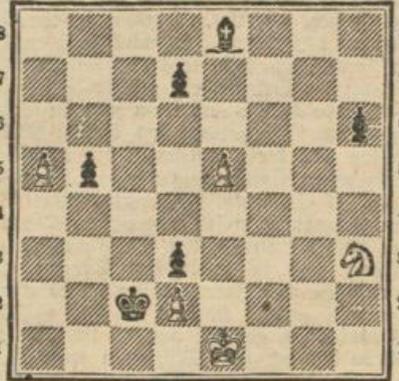
W. M.

# Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Troitzki.

a b c d e f g h



a b c d e f g h

Weiß zieht und gewinnt.

**Lösung.** 1. a5-a6, Le8-g6! (1. ... Lh5; 2. Kf2, KxXd2; 3. Sf4, Kc2; 4. Sxd3, Lg6; 5. Sc5, Lf7; 6. e6 zc.) 2. Sh3-f2, Lg6-h5! (2. ... Lf7; 3. Sg4, Kc1; 4. Sf6! zc.) 3. e5-e6!, d7xe6; 4. Sf2-g4!, Lh5xg4 (4. ... Le8; 5. Se5, hzw. 4. ... Lg6; 5. Sf6) 5. Ke1-f2!, Lg4-f5!; 6. Kf2-e3!, Lf5-h3; 7. Ke3-f3, Kc2xd2; 8. a6-a7, Kd2-c1; 9. a7-a8D, d3-d2; 10. Da8-c6† und gewinnt.

**Schachnachrichten.** Zwischen den Arbeiterschachclubs von Berlin und Prag sind zurzeit zwei Korrespondenzpartien im Gange.

**Russisch.**  
Aus dem Wettkampfe zu Biarritz.  
D. Janowski. F. Marshall.  
1. e2-e e7-e5  
2. Sg1-f3 Sg8-f6

Dieser symmetrische Gegenangriff gibt der Eröffnung den Namen. Marshall spielt sie mit Vorliebe und Erfolg, weil die bisher übliche Behandlungsweise für Weiß nicht die richtige ist.

3. Sf3xe5 d7-d6  
3. ... Sxe4 ist wegen 4. De2, De7; 5. Dxe5, d6; 6. d4, Sd7; 7. f4, f6; 8. Le4, de5; 9. fe5 nebst ev. 0-0 für Schwarz ungünstig. Auch 3. ... De7; 4. d4, d6 (4. ... Sxe4; 5. Le2 zc. ist nicht besser); 5. Sf3, Dxe4†; 6. Le2, Le7; 7. 0-0, 0-0; 8. Te1 zc. überläßt dem Angehenden einen Entwicklungsvorprung.  
4. Se5-f3 Sf6xe4  
5. d2-d4

Dies ist die bisher ausschließlich übliche Spielweise, die jedoch nicht die beste ist, weil nimmehr Se4 schwer zu vertreiben ist, wonach Weiß wegen des Wanders Sf3-e5-f3 im Nachteil von Zemp bleibt. Das richtige Verfahren besteht in 5. Sb1-c3!, Se4xc3 (5. ... De7; 6. Sd5 oder 5. ... d5?; 6. De2. Oder 5. ... Sf6; 6. d4 mit einem Entwicklungsvorprung. Oder 5. ... Se5; 8. d4 mit demselben Resultat.) 6. d2xc3, Lf8-e7 (6. ... d5; 7. c4); 7. Lf1-d3 (auch 7. Le3, 0-0; 8. Dd2 nebst 0-0-0 ist gut); 7. ... 0-0; 8. Le1-e3 zc. Weiß erlangt ein rapides Entwicklungs- und demnach auch Angriffsziel.

5. ... d6-d5  
6. Lf1-d3 Le8-g4  
7. 0-0 Lf8-d6  
8. Tf1-e1  
In Betracht kam 8. Sc3, f5; 9. h3 zc.  
8. ... f7-f5  
9. e2-c4  
Zu erwarten war 9. Le2, 0-0; 10. Sf3-d2 nebst ev. Sf1 und f2-f3.

9. ... 0-0  
Die hiermit eingeleitete Opferkombination erweist sich als ganz korrekt, weshalb anstatt

10. c4xd5  
10. Sc3 sicherlich den Vorzug verdient.  
10. ... Ld6xh2†  
11. Kg1xh2 Se4xf2  
12. Dd1-e2 Sf2xd3  
13. De2-e6†

Auf 13. Dxe8 folgt 13. ... Lxe3 nebst ev. Dd8-h4†xe1.  
13. ... Kg8-h8  
14. Le1-g5 Dd8-d6†  
15. De6xd6 c7xd6  
16. Te1-e7 f5-f4!

Hiermit behauptet Schwarz den gewonnenen Bauer. Denn  
17. Sb1-c3  
auf 17. Txe7 würde 17. ... h6;  
18. Le7 (18. Lh4, g5; 19. Tb3, Lf5)  
18. ... T7 den Le7 gefährden (Saf nebst Te8)

17. ... Sb8-d7  
18. Ta1-d1 Sd3-b4  
19. a2-a3 Sb4-c2  
20. Te7-e4 Sc2-e3  
21. Td1-e1 Lg4xf3  
22. g2xf3 Sd7-f6  
23. Te4xf4 Se3xd5

Dieser Springer hat sehr geschickt manövriert.  
24. Sc3xd5 Sf6xd5  
25. Tf4xf8† Ta8xf8  
26. Te1-e6

Verhältnismäßig besser Kg3!  
26. ... h7-h6  
27. Lg5-h4 Tf8xf3  
28. Te6xd6 Sd5-b6  
29. Lh4-e1 Tf3-d3  
30. Le1-c3 Sb6-a4  
31. Td6-d7 Sa4xc3  
32. h2xc3 Td3xc8  
33. Td7xb7 Te3xa3  
34. d4-d5 Ta3-d3  
35. Tb7xa7 Td3xd5  
Aufgegeben.

**Briefkasten.** Auf die uns eingesandten Zuschriften können wir im Blatte nur dann antworten, wenn es sich um Sachen von allgemeinem Interesse handelt. Bei Anfragen jedoch, die entweder auf geringe Spielstärke zurückzuführen sind oder auf leicht erwerbare, im Zeitungsbetriebe leider unvermeidliche Druckfehler sich beziehen, sind wir gerne bereit, brieflich zu antworten. Es empfiehlt sich in solchen Fällen, eine Rückantwortarte mit im voraus draufgeschriebener Adresse zu benutzen.